

Podcast- Transkript „All Inclusive“

Episode 3: Ferda Ataman & Judyta Smykowski

Judyta Smykowski: Behinderung ist ein Fakt, behindert werden ist ein Fakt, da gehen Rechte mit einher, wenn ich diesen Status habe. Deswegen, bitte Leute, sagt „es gibt Behinderungen, man ist behindert, man wird behindert“.

Ninia LaGrande: Willkommen bei „All Inclusive“, dem Podcast der Aktion Mensch. Ich bin Ninia LaGrande und ich darf in diesem Podcast mit schlaunen Leuten über Inklusion, Vielfalt und Chancengleichheit sprechen. In dieser Folge habe ich gleich zwei Gäste. Ferda Ataman und Judyta Smykowski sind Medienexpertinnen. Ferda Ataman arbeitet als Journalistin, Publizistin und Aktivistin. Sie ist u. a. Mitbegründerin und Co-Vorsitzende des Vereins „Neue Deutsche Medienmacherinnen“ und Co-Sprecherin des Vereins „Neue Deutsche Organisation“. Judyta Smykowski ist ebenfalls Journalistin, Kolumnistin, Projektleiterin und Referentin. Sie gehört zum Team der Sozialhelden, einem Berliner Verein, der Menschen und Unternehmen dafür sensibilisiert, Menschen mit Behinderung als Zielgruppe wahrzunehmen und mitzudenken. Außerdem ist sie Redaktionsleiterin von „Die neue Norm“, einem Magazin für Vielfalt, Gleichberechtigung und Disability Mainstreaming. Ich wollte von Ferda und Judyta wissen „wie divers ist die deutsche Medienlandschaft wirklich?“. Wir sprechen darüber, wie es ist, mit „so jemanden wie dich hatten wir hier noch nicht“ begrüßt zu werden und warum die Frauenquote zwar ein guter Anfang, aber nicht weitreichend genug ist. Wie können wir es zukünftig besser machen? Hier kommen die Antworten.

Ninia LaGrande: Hallo Ferda, hallo Judyta, schön, dass ihr da sein. Wie geht's euch?

Ferda Ataman: Gut, heute ist ein total schöner sonniger Tag. Auch sonst liebe ich den Sommer.

Judyta Smykowski: Ich bin gerade aus dem Urlaub gekommen, also geht es mir auch gut.

Ninia LaGrande: Wir wollen ja heute ein bisschen darüber sprechen „wie divers ist eigentlich die deutsche Medienlandschaft?“ und bevor wir so richtig einsteigen, wollte ich von euch wissen, welche Medien oder tagesaktuellen Medien habt ihr als erstes so als Kind und Jugendliche konsumiert. Wisst ihr das noch?

Ferda Ataman: Logo. Ich habe diese Kindernachrichten geguckt. Ich fand das richtig toll.

Judyta Smykowski: Ja habe ich auch. Ich habe aber auch Tagesschau geguckt mit meinen Eltern.

Ninia LaGrande: Habt ihr auch so Tageszeitung gelesen?

Judyta Smykowski: Ne, das nicht. Morgens keine Zeit.

Ferda Ataman: Tagesschau habe ich auch geguckt. Bin groß geworden mit dem einen Sprecher, der vor ein paar Monaten einen Anfall hatte, Jan Hofer. Das ist so meine Kindheitserinnerung an Nachrichten.

Ninia LaGrande: Zum Einstieg spiele ich immer gerne so ein kleines Spielchen. Wir spielen heute „entweder oder“. Ich sage euch zwei Begriffe und ihr müsst euch für einen

entscheiden. Ihr könnt auch gerne ein bisschen länger was dazu sagen, wenn euch irgendwas einfällt und wir fangen mal an mit Twitter oder Instagram, Judyta?

Judyta Smykowski: Bei mir auf jeden Fall Instagram. Ich mag das gerne privat. Sorry für alle Menschen, die mir da folgen und einen qualitativen Diversitäts-Content erwarten. Ich mag einfach sehr gerne fotografieren und zwar auf so einem Amateurlevel und das einfach posten, wenn man irgendwo war. Ich lerne da auch sehr viel.

Ninia LaGrande: Und du?

Ferda Ataman: Twitter, ganz klar. Ich bin neuerdings auch auf Insta und bin da total lost. Ich habe keinen Plan, Leute schreiben mir, ich antworte denen drei Monate später. Ich versuche irgendwas zu teilen und habe keine Ahnung, was ich anstelle. Es ist wirklich schlimm. Bei Twitter habe ich zwei Jahre gebraucht, bis ich die Sprache drauf hatte. Ich lerne da total viel und inhaltlich ist es knallhart Business für mich. Mich nervt, wenn Leute schreiben „hier privat“, das ist was ganz anderes. Man kann nicht öffentlich privat sein. Man kann öffentlich persönlich werden, man kann sagen, dass es kein offizieller Account ist, aber es ist nicht privat. Manchmal bin ich auch echt schlecht gelaunt. Der Grund, warum es mir gerade gut geht, ist, dass ich relativ abstinent war ein paar Wochen.

Ninia LaGrande: Mit der Überforderung hatte ich das, als ich TikTok ausprobiert habe und da habe ich mir gedacht „ich bin jetzt alt, ich checke gar nichts mehr“. Online oder offline?

Ferda Ataman: Online.

Judyta Smykowski: Kommt drauf an. Natur habe ich noch nicht online konsumiert. Vielleicht so Videos von so Grillzirpen.

Ferda Ataman: Ich weiß, dass Leute immer so gerne sagen „ich wäre gerne digital detox und lieber offline und mal eine Woche raus“ und ich merke, ich kann das gar nicht. Ich will das auch gar nicht. Es gehört bei mir komplett dazu, wenn ich etwas wissen will, gehe ich ins Internet und suche mir das raus und wenn ich Nachrichten konsumieren will oder mit Leuten, alles läuft online. Ich kann mir das gar nicht mehr vorstellen, was passiert, wenn mal Strom ausfällt.

Ninia LaGrande: Du kannst wahrscheinlich auch nicht mehr diese Frage beantworten „wie viele Stunden am Tag bist du online?“, das finde ich immer so freaky, wenn man das gefragt wird, weil ich denke „ich mache da gar keinen Unterschied mehr“, ich bin ja in beiden Welten unterwegs.

Ferda Ataman: Wenn der Strom ausfällt, will man das wahrscheinlich socialn „geht es euch auch so?“.

Judyta Smykowski: Diese Unterscheidung ist total blöd. Aber social media detox mache ich manchmal. Weil es auch beruflich verknüpft ist.

Ninia LaGrande: Print oder E-Paper?

Judyta Smykowski: Es kommt echt auf die App an, ob man die bedienen kann. Manchmal ist es so langsam und man scrollt sich so durch und versucht irgendwas zu lesen. Dann ist die Zeitung irgendwie besser, aber die kann man so schlecht falten.

Ferda Ataman: Wenn ich Geld ausbebe für Nachrichten, dann auf jeden Fall eher privat. Ich fange aber auch immer öfter an, weil ich ja weiß „dahinter ist Wertschätzung und Arbeit“, dass ich auch online Nachrichten nicht für umsonst erwarte. Ich bezahle immer öfter, aber meistens bezahle ich nur Print.

Ninia LaGrande: Strand oder Berge?

Ferda Ataman: Strand.

Judyta Smykowski: Als Rollstuhlfahrerin irgendwie beides nicht. So ein schöner asphaltierter Weg mitten auf dem Feld. Direkt Wasser daran.

Ferda Ataman: Das fände ich auch gut. Ich hasse so Viecher unter den Füßen. Ich wäre dabei.

Ninia LaGrande: Frauenquote oder Friedrich Merz?

Ferda Ataman: Natürlich Frauenquote, aber man könnte die Frage auch umdrehen und sagen „was regt einen mehr auf“, alleine schon für die Frauenquote kämpfen zu müssen finde ich so albern und lächerlich und das könnte schon fast mithalten mit meinem Ärger über Friedrich Merz und meine Empörung darüber, dass da überhaupt diskutiert wird.

Ninia LaGrande: Auto oder Bahn?

Ferda Ataman: Bahn.

Judyta Smykowski: Das ist schwierig. Da muss ich länger antworten. Ich überlege mir ein Auto zu kaufen und elektrisch vielleicht auch zu fahren, weil Bahn natürlich besser ist für die Umwelt. Als Rollstuhlfahrerin musst du dich 48 Stunden vorher anmelden und kannst vielleicht nicht die Route nehmen, die du willst. Deswegen bin ich da zwiespalten. Du fasst gerade mein Leben zusammen mit diesen Fragen.

Ninia LaGrande: Das geht wahrscheinlich auch mehr in deine Richtung, Judyta: Behindert oder Handicap?

Judyta Smykowski: Behindert. 100%. Handicap ist ein Wort, das Leute benutzen, um „behindert“ nicht zu sagen, weil „behindert“ ist einfach ein Schimpfwort, was man nicht hören möchte, was an einen gerichtet ist, aber Behinderung ist ein Fakt, behindert werden ist ein Fakt, da gehen Rechte mit einher, wenn ich diesen Status habe, deswegen bitte, Leute sagt „es gibt Behinderungen, man ist behindert, man wird behindert“.

Ninia LaGrande: Okay. Dann fangen wir mal an: Wie divers ist denn die deutsche Medienlandschaft?

Ferda Ataman: Sie ist diverser als früher. Ich bin 40 geworden letztes Jahr und kann mich noch daran erinnern, manchmal war so „eine Person mit türkischem Namen“ oder mit Migrationshintergrund, das hat man vor 20 Jahren noch gar nicht gesagt. Da war man auch alleine oder man hat noch eine zweite getroffen und dann war es schon völlig klar „du anders, ich anders“.

Ninia LaGrande: Hat man da gleich so connectet?

Ferda Ataman: Klar. Kaffeetrinken. Entweder war man total auf Konkurrenz, wenn es blöd gelaufen ist, aber im besten Fall, meistens war das für mich so, hat man sich so kennengelernt und sofort was gehabt. Ein bisschen wie die einzige Frau, die noch mit dir in einem Unternehmen ist. Natürlich fällt es einem auf. Das ist schon besser geworden. Inzwischen würde ich sagen: In kaum einem größeren Medium, das bundesweit ist und selbst bei Regionalmedien, die größer sind, gäbe es diesen Effekt nicht mehr, dass man sagt „die eine andere Person, die habe ich schon gesehen und die treffe ich“. Es ist trotzdem einfach nicht genug, weil wir wissen, wie viele es in der Gesellschaft sind und ich spreche jetzt mal nur für Menschen mit Migrationshintergrund oder -vordergrund, es sind mehr geworden, definitiv und trotzdem würde ich sagen noch lange nicht ansatzweise so viel wie

in der Gesellschaft. Sie haben immer noch so einen Sonderstatus. Die laufen nicht so automatisch nebenbei. Für andere Gruppen muss ich zugeben, das wäre meine Schätzung von außen und was ich noch von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes weiß, als ich da gearbeitet habe, die anderen Themen gehen noch mehr unter. Das ist noch schlimmer.

Judyta Smykowski: Würde ich so sagen. Was mir bei Menschen mit Migrationshintergrund, es ist dumm das so bezeichnen oder überhaupt diese Bezeichnungen haben zu müssen, aber in dieser ganzen Diversitätsdebatte in den Medien merke ich schon, wenn es viele Speakerinnen gibt, also Tagesschausprecherinnen oder so, die dann schon andere Namen haben als „Michael Müller“ oder so. Da kommt auch so ein Gefühl von „ist das ein Feigenblatt, ist das, weil es cool ist oder ist das wirklich alles, weil es normal wird?“. Ich wünsche es mir.

Ferda Ataman: Ich kann mich noch dran erinnern, 2006 hat der Integrationsgipfel das erste Mal stattgefunden, Merkel hat gesagt „das ist jetzt Chefsache“ und dann gab es eine Arbeitsgruppe Medien und da saßen dann viele Chefredakteure und -redakteurinnen, ich weiß nicht, ob es die damals schon gab, zusammen mit ein paar Wissenschaftlerinnen, die gesagt haben „wir würden gerne Leute einstellen, aber die gibt es nicht“. Das war dann auch der Ausgangspunkt für uns zu sagen „wenn ihr einen Ansprechpartner sucht, dann vernetzen wir uns eben. Uns gibt es sehr wohl, ihr seht es nur nicht und ihr stellt uns auch nicht ein“. Wir kriegen ja oft nicht mit, wenn eine Stelle ausgeschrieben ist. Früher war das so. Dafür haben wir die Plattform „Neue deutsche Medienmacherinnen“ gegründet und aus dieser Zeit weiß ich noch, dass diese Ansage „es muss mehr werden“, die hat offensichtlich dazu geführt, dass vor der Kamera bei den Öffentlich-Rechtlichen viele Leute of colour, aus Einwandererfamilien mit migrantischem Namen eingestellt bzw. die waren auch schon irgendwo, die wurden nicht alle neu eingestellt, sondern die wurden dann sozusagen nach vorne geholt, was ja gut ist, weil das natürlich einen unmittelbaren Effekt hat. Daran sieht man, wenn man will, geht es.

Ninia LaGrande: Welche Stimmen fehlen aus eurer Sicht besonders? Viele wahrscheinlich.

Judyta Smykowski: Ja. Es ist ja auch immer die Frage „wer bestimmt über Diskurse, wohin kommen sie?“. Menschen mit Behinderung gibt es 10% in der Bevölkerung, nicht jedem sieht man es an. Das ist auch ein Problem, warum man es auch in den Medien nicht zählen kann. Einige müssen sich auch nicht dazu bekennen, weil sie fürchten, dass sie Nachteile haben oder Mobbing. Das kann ich auch irgendwo nachvollziehen. Deswegen fehlen diese Stimmen. Ich kann aber auch verstehen, wenn es eine Wirtschaftsjournalistin mit Behinderung gibt und die uns zuhört und sagt „ich habe mich noch an irgendwelchen Diversitätsdiskursen beteiligt“, dann ist es auch okay. Dafür arbeite ich eigentlich, dass nicht jeder sich dazu bekennen muss, nicht jeder dieses Thema haben muss. Ich glaube schon, dass es noch eine lange Zeit nötig ist.

Ninia LaGrande: Da kommen wir auch nachher nochmal zu, dass dieses in Redaktionen oder es grundsätzlich oft so ist, wenn das Thema ist „Rassismus, Diskriminierung“, dann ist es die eine Person mit Migrationsgeschichte in der Redaktion, die das Thema behandeln soll, als hätte sie keine anderen Themen, mit denen sie sich beschäftigen können. Du hast gerade schon gesagt, dass Leute nach vorne gesetzt wurden. Müssen etablierte Journalistinnen auch mal für andere zurücktreten und Plätze freimachen?

Ferda Ataman: Das finde ich eine gute, sehr entscheidende Frage, weil ich gerade in der Politik und beim Thema Frauenquote beobachte und jetzt fordern ja auch immer mehr people of colour eine andere Quote, eine „Rassismus-Ausgleichs-Quote“, klar, wenn man Vielfalt zulässt, heißt das, es müssen bestimmte Leute, die bisher immer automatisch

wussten „da ist Platz für mich“, Platz machen oder wissen „da ist weniger Platz für sie“. Das Großartige ist ja, wenn wir schon bei der Quote sind, was eines der Themen der Stunde ist, weil es einfach das effektivste Mittel ist, die Peggy Piesche, Soziologin und tolle Aktivistin, sie hat vorgeschlagen, dass man sagt „man dreht die Quote um“, also nicht „wie viele von uns und euch und denen dürfen rein oder müssen reingelassen werden“, sondern man macht eine Quote für weiße Männer und sagt „30% der Plätze sind für weiße Männer und der Rest wird verteilt auf alle“, weil dann müssen die nicht miteinander kämpfen und sagen „du passt in diese 20% rein oder in diese 10%“.

Ninia LaGrande: Gute Idee.

Ferda Ataman: Das ist auch der Punkt. Bisher gibt es ja eine Frauenquote von 30% bis idealerweise 50% und da würden ja dann die Leute oft noch mit reingequetscht werden. Das ist ja dieser Reflex, deswegen zu sagen „eine Quote für weiße Männer und der Rest ist goodwill“, wenn da mal einer mehr rein darf, dann sind wir mal nicht so.

Judyta Smykowski: Es hört sich so nach harter Arbeit an. Dieses eine Argument „wir finden niemanden“, das kommt ja immer wieder. Da sagen wir ja auch „es braucht mehr Zeit, du brauchst die bubbles, du brauchst Zugänge, deswegen brauchst du auch verschiedene Menschen“ und ich wünsche mir halt, dass das nicht so eine Rechnerei wird. Ich bin auch als Übergang für die Quote, sondern dass wir so divers sind, dass wir diese Zugänge haben, dass man sagt „wir brauchen diesen Menschen hier, weil er gut ist“ und dass wir da nicht so eine Arbeit haben, die zu suchen, weil wir mit denen aufwachsen, weil wir die kennen.

Ferda Ataman: Wenn wir einfach hoffen, dass die Leute so ein bisschen mitdenken, so wird es nicht funktionieren, weil das System ja von vorneherein ausgrenzend ist, d. h. schon bei der besten Auslese, wenn man die beibehalten will und sagt „wir nehmen die, die richtig gut sind“, dann weiß man ja schon „bestimmte Leute können in diesem System entweder nicht richtig gut werden oder haben bestimmte Zugänge nicht“ oder haben bestimmte Chancen von vorneherein nicht, d. h. erst wenn man sagt „man bestimmt, dass die auf jeden Fall reinmüssen“, dann wird dafür gesorgt, dass die auch hinkommen können. Du hast ja auch gesagt „es braucht eine Übergangszeit“, ich kann mir aber auch ehrlich gesagt nicht vorstellen...ich glaube einfach nicht mehr an so einen impulsiven natürlichen Gerechtigkeitssinn den alle haben und der sich dann schon von selbst einstellt, wenn man es nur einmal schafft. Man merkt es ja bei Frauen, sobald man die Regelung nicht mehr hat, werden Frauen wieder rausgedrängt. Das Frauen-Thema kann man für alles wunderbar als Beispiel nehmen, weil das verstehen immer alle, da ist ein Konsens, bis auf ein paar Rechte sind wir uns eigentlich einig, dass Frauen auch gleichgestellt sein müssen. Dann merkt man immer „warum klappt das nicht? Sind die dümmer?“. Bei uns hieß es ganz oft „die können nicht so gut Deutsch die migrantischen Journalisten“ und die müssen schon sehr gut Deutsch können. Oder: Die interessieren sich gar nicht für die Themen, die wollen ja alle Anwalt und Arzt werden. Worauf ich hinaus will: Man muss es von vorneherein als Angebot auf den Tisch legen, weil sonst passiert das einfach nicht.

Ninia LaGrande: Ich habe als kleinwüchsige Moderatorin über die Jahre gelernt, bei Veranstaltungen vorher zu fragen, wer noch auf der Bühne ist und wer die Veranstaltung mit organisiert. Das waren immer so kleine Steps. Erst habe ich gedacht „Hauptsache ich bin nicht die einzige mit sichtbarer Behinderung auf der Bühne“ und dann dachte ich „vielleicht ist es auch wichtig, wer im Organisationskomitee sitzt“. Habt ihr schon mal ein Format abgesagt, weil es euch nicht divers genug war oder weil ihr so ein Token gewesen wärt?

Judyta Smykowski: Das ist ein Prozess, den mache ich auch immer noch durch, dass man bei jeder Anfrage denkt, wenn es um Honorar geht oder nicht „ich muss da eigentlich hin, um

jemanden zu vertreten“, ich habe schon manchmal das Gefühl, ich werde als eine Gruppe gesehen. Dann ist meine persönliche Entscheidung immer zu sagen „ich gehe hin, um überhaupt eine Stimme zu haben“. Das ist meine persönliche Entscheidung. Das muss nicht jeder so machen. Wer sonst soll da die Geschichte erzählen? Wer sonst soll den Menschen über den Tellerrand hinaus etwas erzählen? Das ist auch eine Belastung und das ist auch sehr nervige Geschichte, da für eine Gruppe stehen zu müssen.

Ninia LaGrande: Kritisiert du vor Ort auch manchmal?

Ferda Ataman: Ja, das mache ich auch. Witzigerweise war ich bei einem Talk kurz vor dem Lockdown Anfang des Jahres und da hatte ich auch vorher gefragt „wer ist denn da alles?“ und es ging um irgendwas mit „wenn der Islam einen zutextet“, habe die Formulierung vergessen, aber sozusagen islamisch markiert werden war das Thema und der Witz war: Da waren zwar viele Leute of colour, auch mit muslimisch klingendem Namen wie ich, aber de facto war da keine Muslimin oder Muslim, weil niemand von uns gläubig war. Die eine war Wissenschaftlerin, Jasmin Schumann, ich weiß nicht, ob sie gläubig ist, dann war ich da, ich bin es nicht. Ich kann trotzdem darüber reden, wie es ist, muslimisch markiert zu werden und über antimuslimischen Rassismus, aber nicht wie das ist, Muslimin in Deutschland zu sein und dann gab es noch ein, zwei Leute. Während wir darüber gesprochen haben, ist mir das aufgefallen „hier ist ja niemand, der aus der Betroffenenperspektive tatsächlich sprechen kann“ und dann waren die Veranstalter auch sehr betroffen, weil sie sagten „sie hätten noch dran gedacht, da sind doch drei Leute mit muslimischem Namen, was kann man denn noch machen?!“. Es ist bei mir auch ein Lernprozess, ich frage immer „wer ist da?“, mir geht es oft Rechte bzw. Leute mit sehr plumpen Thesen auszulassen, da mache ich gar nicht mit, ich erwarte ein bestimmtes Niveau wenn ich mich anbiete mitzureden, dann habe ich keinen Bock bei „die Migranten sind doch selber Schuld“, auf dem Level rede ich nicht mehr. Das habe ich für mich beschlossen. Wenn nur drei Leute da sind und ich bin der Token, dann kann ich damit schon leben. Ich glaube es ist ganz wichtig, was man damit macht.

Ninia LaGrande, aus dem Off: In unserem Gespräch fällt mehrmals das Stichwort „Token“. Was bedeutet das eigentlich? Als Token bezeichnet man Personen, die als Alibi für eine ganze gesellschaftliche Gruppe herhalten müssen. Wenn man z. B. einem Unternehmen sexistische Einstellungs- und Beförderungspolitik vorwirft und diese reagieren mit „nicht möglich, wir haben ja eine Frau im Vorstand“, dann wird diese Frau als Token benutzt, ob sie das will oder nicht. Sie steht stellvertretend für alle Frauen. Oder wenn ich eine Äußerung als diskriminierend empfinde und mein Gegenüber antwortet „mein Freund ist aber auch kleinwüchsig und findet die Bezeichnung Lilliputaner total okay“, dieser Freund wird dann als Verhaltensgrundlage für alle benutzt. Das ist selbstverständlich nicht okay.

Du hast es gerade schon kurz erwähnt, die „neuen deutschen Medienmacherinnen“. Was macht ihr und warum braucht es so einen Verein?

Ferda Ataman: Als wir uns gegründet haben, waren wir so eine Hand voll Leute und wir waren alle in den Redaktionen die einzige Person. Was wir gemerkt haben, war, dass es wahnsinnig gut tut, das ist ja immer so, die anonym migrantischen Journalisten, wir waren eine Selbsthilfegruppe am Anfang, die sich gegenseitig erzählt haben „geht es dir auch so, erlebst du das auch, wie ist es bei dir?“. Es tut wahnsinnig gut zu merken „das, was ich hier fühle und erlebe und wahrnehme, damit bin ich nicht allein“. Das war eine Zeit, da hätte ich viele Sachen gar nicht so genannt wie heute. Weder haben wir von people of colour gesprochen, noch war Rassismus oder Diskriminierung das große Thema. Damals dachte ich auch noch, Diskriminierung ist, wenn man jemanden nicht will und ganz bewusst ins Gesicht sagt „du Ausländer nix gut“, aber dieses ganze mechanische, systemische zu verstehen, war

ein langer Prozess. Die Idee am Anfang war „wir könnten uns gegenseitig helfen, mehr Leute reinzuholen“, Nachwuchsförderung war mein dringendes Bedürfnis, dann auch Mentoring, das ist das, was aus meiner Wahrnehmung am effektivsten ist. Am Anfang waren wir selber die Mentorinnen und dann haben wir angefangen zu sagen „es muss ja keine migrantische Person sein, sondern es soll einfach jemand sein, der oder die Türen öffnen kann“ und dann haben wir angefangen, sehr erfolgreiche Journalistinnen in sehr hohen Positionen uns zu krallen bzw. zu fragen und die haben alle Bock auf Charity, das ist immer ganz schön. Dann matchen wir die mit Nachwuchsleuten, die sonst eben nicht den Onkel oder die Tante haben, die jemanden kennen. Das wird unterschätzt in Deutschland. Im Arbeitsleben läuft noch sehr viel über Vitamin B bzw. gemeint ist ja, man kennt jemanden, der kennt jemanden, der kann einem ein Praktikum verschaffen. Da hört es ja schon bei vielen auf. Das ist so ein bisschen das Arbeiterkind-Phänomen, die trifft das ja auch so. Es kommt zusammen mit dem Thema, dass die Eltern oft Arbeiter sind und sprachlich da oft Hürden haben.

Ninia LaGrande: Die eine Seite ist in der Redaktion und die andere Seite ist in den Medien, die Bilder, die erzählt werden. Was für Bilder und Geschichten werden über Menschen of colour, schwarze Menschen, Geflüchtete, wie werden die dargestellt in den Medien?

Ferda Ataman: Wir haben drei Bereiche. Das eine ist Personal, darüber habe ich jetzt gesprochen. Wir möchten, dass die Redaktionen sich diverser aufstellen. Das Zweite sind in der Tat die Inhalte und die Inhalte teilen sich wieder auf mit Themenwahl, Themensetzung und Sprache und natürlich extrem über Bilder. Bilder ist ganz interessant, das weiß ich auch noch, ich habe früher bei Zeitungen und online Medien gearbeitet und als Schreiberin dachte ich immer „Foto egal“, du schreibst ja einen geilen Text, vielleicht ist die Überschrift noch wichtig, da konnte ich mich noch identifizieren, dass ich dafür kämpfe, aber aufs Foto habe ich nie geachtet. Fotos sind das Hauptinformationstransportmittel.

Ninia LaGrande, aus dem Off: Viele Menschen lesen im Netz nicht mehr vollständig. Sie überfliegen, retweeten, weil ihnen die Überschrift gefällt und können angesichts der Menge, die wir täglich an Informationen aufnehmen, sich nicht mehr an detaillierte Inhalte erinnern. Das haben in den letzten Jahren verschiedene Studien ergeben. Was bleibt also hängen? Bilder. Bilder sollen Realitäten abbilden und wenn Redaktionen über die immer gleichen Bilder die immer gleiche Geschichte erzählen, ist das natürlich das Gegenteil von Diversität. Um das zu verhindern, haben die sozialen Helden, bei denen Judyta Teil des Teams ist, die Plattform „Gesellschaftsbilder“ gegründet, eine journalistische Bilddatenbank zum Thema „Behinderung“, die mit den alten Stereotypen bricht.

Du hast jetzt gerade über die Bilder gesprochen, wie ist das mit den Inhalten?

Ferda Ataman: Man kann aus dem Bauch heraus sagen, dass da klischeehaft gearbeitet wird. Wir hatten natürlich monatelang „Black Lives Matter“-Bewegungen und Berichterstattungen und die war sehr versucht reflektiert. Man hat sich mehr Mühe gegeben, mehr als sonst jedenfalls. Normalerweise ist es ja schon so, dass Menschen of Color stattfinden, wenn es um Menschen of Color geht, also Migration, Integration usw. Wir haben ein bisschen über die letzten 10-20 Jahren schon die Erfahrung gemacht, dass viele Themen die People of Color beschäftigen, insbesondere von Rassismus betroffene Menschen, aber auch Migrantinnen, Ausländer usw., die werden als Randthemen wahrgenommen. Dieser Habitus, zu glauben, man sitzt da als weißer, 45-jähriger Redakteur in einer Entscheidungsfunktion und man kann für alle Gruppen in Deutschland entscheiden „was ist relevant?“, das haben wir leider immer noch und das ist noch nicht aufgebrochen, d. h. das führt dazu, dass ganz viele Themen, die super spannend sind oder Diversität besser darstellen oder Themen zeigen, die eben nicht diese eine „Minderheit“, diese weiße bürgerliche, gut behütete, noch nie von der Polizei

nach Papieren gefragte Gruppe, was die als relevant wahrnehmen und die anderen Themen finden im Nachtprogramm statt, finden gar nicht statt. Ich liebe Zeitungen und Medien in der Sommerpause, weil da wirklich viel Platz ist für unsere Themen. Das muss man sich als diversitätsorientierter Mensch könnte man sagen „das ist mein Spot, jetzt lese ich“, weil dann auch die Chefs in Urlaub gehen und auch mal andere ranlassen und die sind dann auch mal interessiert. Man merkt es an den jungen Medienformaten, bento, Funk, bei jedem Programm haben wir gemerkt „wir machen auch mal Angebote für die Jüngeren, für den Nachwuchs“ und da merkt man, da ist Diversität total normal. Da sind auch Themen, von denen ich sagen würde „die betreffen uns alle total“.

Judyta Smykowski: Man muss halt leider sagen, dass bei Funk in letzter Zeit viel eingestellt wurde, also „100% me“, wo es um behinderte Menschen ging, „Karakaya Talk“, das war auch super erfolgreich in der bubble jedenfalls. Ich würde dir total zustimmen. Die haben die Themen auf dem Schirm, nur dann möchte ich einen Schritt weitergehen und sagen „wer bearbeitet diese Themen?“, bei Behinderung bin ich mir auch nicht sicher, ob es immer die behinderten Redakteurinnen sind. Es muss auch nicht sein. Es können auch nicht behinderte Menschen darüber schreiben. Gerade dieser Mechanismus „wer entscheidet, was relevant ist?“, ich möchte, dass es die Menschen in der Redaktion sind oder als freie Autorinnen, die trotzdem nochmal ein Feedback geben und sagen „hast du vielleicht daran nicht gedacht, weil es nicht in deiner Lebensrealität ist?“. Das ist eine Diskussion, der Identitätsjournalismus, der einem vorgeworfen wird.

Ferda Ataman: Völliger Quatsch eigentlich. Diese weiße, bürgerliche, mittelalte Männergruppe...jemand hat mal neulich gesagt, das habe ich irgendwo aufgeschnappt, die betreiben halt Aktivismus für den Status Quo und wir betreiben Aktivismus für Fortschritt, aber uns wird Aktivismus vorgeworfen. Es gibt ja keinen identitätsneutralen Journalismus. Jeder Journalismus packt von sich selber seine Sichtweise da mit rein. Trotzdem gibt es ja journalistische Kriterien mit der Ausgewogenheit und mit Relevanz. Es gibt durchaus handfeste Kriterien, an denen man sich abarbeiten kann. Es ist ein Handwerk, das man erlernt. Dann gibt es noch den Mechanismus, die jungen Medien werden total eingeschrumpft, weil coronabedingt wahrscheinlich die Medienkrise diese Sperenzchen schwieriger machen wird. bento wird eingedampft und es wird wahrscheinlich die anderen auch hart treffen, weil es als „nice to have“ und nicht als „must have“ betrachtet wird. Das gilt ja für unsere Themen und für die Abbildung der gesamten Gesellschaft ständig. Das wird immer als „nice to have“ betrachtet. Das kann man machen, z. B. bei harter Rentenpolitik in der Talkshow siehst du vier, fünf weiße Menschen, die darüber reden, obwohl Rente einfach mal alle in Deutschland betrifft und von allen Aspekten müsste man die Leute reinholen. Das ist ja das interessante. Es ist eben nicht nur interessant, viermal von verschiedenen Politikerinnen zu hören, was die davon halten und was die für Konzepte reinton, sondern von vier sehr verschiedenen Menschen aus Gruppen, die anders davon betroffen sind. Was sind die Schwierigkeiten? Alleinerziehende Frauen, Menschen mit Behinderung, Migranten und Migrantinnen, die früher super hart gearbeitet haben, aber bei denen bestimmte Sachen nicht anerkannt wurden oder die dann mit der Rente nicht mehr ins Ausland gehen können, weil sie dann ihre Aufenthaltsgenehmigung hier verlieren. Da gibt es so viel zu erzählen, wenn man Deutschland mehr betrachten würde, wie es ist.

Judyta Smykowski: Das verstehe ich aber auch gerade nicht. Wenn wir sagen „Journalismus ist Handwerk“ und es ist die Aufgabe, einen Status Quo zu erzählen und zu repräsentieren und einzuordnen, dann verstehe ich halt nicht, dass dieser weiße Mensch, den wir da exemplarisch nehmen, dass der nicht einfach weil er seinen Job gut machen will, über den Tellerrand guckt, einfach weil es sein Job ist.

Ferda Ataman: Ich beobachte das gerade an mir auch. Ich merke je älter ich werde, dass ich denke „das was ich kenne, so ist es und was ich nicht kenne, so kann es nicht sein“. Das ist tatsächlich das Problem. Deswegen sollte man jetzt, wo immer mehr Frauen ran dürfen an die Entscheiderposition, gar nicht am weißen Mann aufhängen, aber tatsächlich so die Leute, die da sitzen und entscheiden, was wichtig ist, wie viel Diversität bringen die schon mit? Deswegen ist eine der entscheidenden Fragen bei diesem Thema, wie divers ist die Entscheidungsebene aufgestellt? Und natürlich auch das Fußvolk, die fleißigen Arbeitsredakteurinnen und bei freien Journalisten ist es ja noch viel prekärer, die haben gar nichts zu melden. Die sind einfach froh, wenn sie es loswerden. Da muss man auch gucken, dass man das bietet, von dem man weiß „es wird sehr wahrscheinlich abgenommen und trifft sehr wahrscheinlich dieses Relevanzbedürfnis der entscheidenden Personen“.

Ninia LaGrande: Die „neuen deutschen Medienmacherinnen“ verleihen auch den Medienpreis „die goldene Kartoffel“. Was hat es damit auf sich und wie und warum ist dieser Preis entstanden?

Ferda Ataman: Das ist ein Politikum geworden. Da hätte ich mir vorher überlegen müssen, was ich dazu sage. Uns neuen deutschen Medienmacherinnen gibt es seit zehn Jahren und wir sind manchmal selber überwältigt von unserem Erfolg. Man würde heute wahrscheinlich nichts mehr beim Thema Diversität im Journalismus machen ohne sich mal bei uns zu melden. Zumindest ist das meine Wahrnehmung, was ja echt toll ist. Wir sehen uns aber als loser Haufen von Journalistinnen, die Bock haben, ein bisschen aufzumischen und immer wieder sagen „Vielfalt, Vielfalt, Vielfalt“ und dachten uns „wir machen einen Medienpreis und nennen ihn goldene Kartoffel“, das fanden wir witzig und waren uns im ersten Jahr, also Julian Reichelt noch nicht so lange die Bild-Zeitung übernommen hatte, relativ einig, dass er diesen Preis einfach verdient, obwohl wir eigentlich Berichterstattung auszeichnen wollten und keine Person und kein einzelnes Medium. Er hat so alles verkörpert, was es so an Kritik gibt aus unserer Sicht. Er war schon völlig empört, was irritierend war und im zweiten Jahr war es die deutsche Talkshow, das politische deutsche Talkshow-Format, da haben wir einfach alle mit reingenommen, Maischberger, Anne Will, Illner und Plasberg, das konnten wir auch sehr gut erklären. Es findet dort diese Diversität nicht statt oder sie finden nur dann statt, wenn es darum geht. Natürlich gibt es Ausnahmen. Maybrit Illner hat uns dann aufgezählt „aber die und die hatte ich“, und das stimmt, Maybrit Illner hat das öfter gemacht, auch themenunabhängig schwarze Menschen mit reinzuholen. Bei Anne Will war nicht eine einzige schwarze Person in der Sendung bevor es die „black lives matter“-Debatte gab. Es gab keine schwarze Person innerhalb von zwei Jahren. Natürlich people of colour, aber dann hast du gefühlt fünfmal Cem Özdemir, ist ja auch innerhalb der Vielfalt, wenn wir sagen „wir möchten gerne Leute sehen, bei denen wir uns wiedererkennen“, dann meinen wir auch nicht immer die gleiche Person und zweitens auch vielleicht nicht die, die die weichgespültesten Sachen sagen, die am meisten verträglich sind, sondern dann hätte man schon gerne mal jemanden, der dafür sorgt, dass es im Karton rappelt. Das haben wir kritisiert. Beim letzten Mal haben die Leute gedacht „jetzt drehen die neuen deutschen Medienmacherinnen total durch“, weil das ist so ein bisschen wie wenn man die AfD kritisiert und dann sagt man „aber die weiße Mitte, die politische Mitte, die hat auch ein Rassismusproblem“, dann fassen sich die Leute auch an den Kopf und sagen „jetzt hört es aber auf“ und bei Julian Reichelt und der Talkshow war das ähnlich. Wir kamen in einer Phase, als alle vernommen „jetzt geben die sich aber Mühe“ und dann kamen wir mit diesem Preis und die dachten „die drehen jetzt durch und werfen jetzt alles sowas vor“. Das hat wahnsinnig viel Widerstand erzeugt und seitdem wissen wir „okay, wir werden ernst genommen“, was irgendwie cool ist. Aber wir werden immer wieder für den Begriff „Kartoffel“ kritisiert, wir sagen „das ist der Preis für unterirdische Berichterstattung“, wir

mussten dann FAQs machen und anfangen uns zu erklären und wir werden immer wieder kritisiert „ihr kriegt ja öffentliche Fördermittel und dann macht ihr so einen rassistischen Preis mit so einem rassistischen Namen und das geht gar nicht“. Das hat uns viel mehr Kraft gekostet als wir gedacht hätten. Die Leute haben den Humor bei dieser Sache verloren. Man darf darüber nicht mehr Spaß machen.

Judyta Smykowski: Oder sie hatten ihn noch nie.

Ninia LaGrande: Du hast vorhin schon angedeutet, dass der Zugang oft schon gar nicht da ist. Um in journalistische Bereiche zu kommen, braucht man Vitamin B, man muss ganz oft unbezahlte Praktika machen, die sich viele nicht leisten können. Die Frage stellt sich eigentlich gar nicht, beginnt das Problem schon vor der Ausbildung? Ja, es beginnt schon davor und was können Redaktionen oder was kann das System machen, um sowas zu verbessern, zu verändern?

Ferda Ataman: Das ist ein guter Punkt. Da können wir mit Leidmedien nochmal zusammenarbeiten, es sind immer so strukturelle Zugangsfragen, aber es ist ein grundsätzliches Problem. Ich habe 2008 meine Journalistenausbildung gemacht und damals war es schon so, dass uns alle gesagt haben „Jobs gibt es da nicht mehr, ihr müsst das sehr wollen und das wird sehr hart“, es war auch hart, ich habe manchmal das Gefühl, es ist so ähnlich wie wenn man Politikerin werden will und da eine Ochsentour machen will, dann muss man als Journalistin auch so eine Ochsentour machen. Ich habe bestimmt 60, 70 Wochenstunden abgerissen für echt wenig Geld und Praktika sowieso unbezahlt überwiegend. Man muss bereit sein, alles zu machen und mit sich machen zu lassen und ein Studium zu machen, dann noch eine Journalistenausbildung oder ein Volontariat und dabei noch unbezahlte Praktika, das kostet auf jeden Fall sechs, sieben Jahre Geld ohne, dass man etwas reinbekommt. Dann kriegt man auch nicht den superbezahlten Job, sondern dann fängt man erstmal an, im besten Fall kriegt man eine Festanstellung, aber das ist alles so nicht gesagt. Die tricksen da ganz viel rum mit Feste / Freie und sonst wie. In der Tat ist das ein elitärer Job geworden, den man sich leisten können muss. Ein bisschen fast wie Arzt werden. Was man dagegen tun kann, sind Förderprogramme. Die werden auch aufgelegt, aber das sind alles so Sachen, die werden in der Krise wieder als „nice to have“, müssen wir nicht haben, können wir wieder wegekürzen betrachtet. Die Böll-Stiftung hatte z. B. mal ein Stipendienprogramm speziell für Journalistinnen aus Einwandererfamilien. Ich weiß gar nicht, ob die das diverser aufgestellt hätten. Eigentlich müsste man bei all diesen Themen dafür sorgen, es gibt gute Gründe, Dinge auch mal nur für eine Gruppe zu machen, gerade wenn es inhaltlich ist, weil natürlich brauchen die Leute ihre geschützten Räume und auch die Argumente, die nur sie vielleicht betreffen. Wenn es um Förderprogramme oder um Zugang schaffen geht, dann müsste man es wahrscheinlich diverser betrachten und für die andere Gruppe gleich mitstreiten.

Ninia LaGrande: Judyta, für Menschen mit Behinderung sind auch nochmal andere Zugangsprobleme da oder?

Judyta Smykowski: Natürlich das Geldproblem, aber auch „ist die Redaktion, wo ich mein Praktikum machen will, wo ich kein Geld bekomme, barrierefrei, kann ich da überhaupt rein?“ oder gibt es überhaupt die Möglichkeiten und die Offenheit, zu sagen „okay, du bist jetzt blind oder taub, wir haben noch nie mit jemandem wie dir zusammengearbeitet, aber wir machen das, wir versuchen das“. Auch diese Aussage, die einem am ersten Tag des Praktikums entgegengeschleudert kommt „wir hatten so einen wie dich hier noch nie“, dann muss man erstmal selber mit dieser Unsicherheit klarkommen, den anderen die Unsicherheit wegnehmen, aber man ist ja Praktikantin am ersten Tag. Das war auch immer sehr witzig.

Eigentlich echt belastend. Das andere ist, dass ich schon finde, dass es heutzutage durch das Internet andererseits eine Chance gibt. Du musst nicht mehr diesen klassischen Weg gehen, diesen elitären Volontariatsweg, sondern du kannst einfach selbst anfangen mit einem Blog, mit einem YouTube-Kanal und dann kannst du sozusagen das auch als Erfahrung vorweisen. Blog galt ja lange als Tagebuch, aber mittlerweile, wenn du dir was aufbaust, kannst du sogar übernommen werden von Leuten wie Funk oder so und sagen „wir möchten das weiter machen“ und jetzt auf professioneller Ebene. Da würde ich schon eine Chance sehen. Das Nachwuchsproblem, die Förderprogramme finde ich eine sehr gute Idee.

Ninia LaGrande, aus dem Off: Um die Diversität in deutschsprachigen Medien zu fördern, bietet die Plattform leidmedien.de jährlich vier Recherche-Stipendien in Höhe von je 2500 Euro an. Die Stipendien richten sich explizit an Journalist*innen mit Behinderung.

Ninia LaGrande: Judyta, du bist Redaktionsleiterin von „Die neue Norm“. Was macht ihr da?

Judyta Smykowski: Wir wollen genau das machen – die neue Norm sein. Also die Themen behandeln, die es sonst auch gibt. Von Politik über Gesellschaft. Wir machen viel Kulturelles. Aber wir wollen auch so ein bisschen den Blick von Menschen mit Behinderung, der oft fehlt, in den Debatten und in Themen mit reinbringen. Und das heißt nicht, dass man nur über Behinderung berichtet, sondern, dass Menschen mit Behinderung einfach ein Teil der Gesellschaft sind und dass sie jedes Thema eigentlich auch betrifft. Sie sind Wähler*innen, sie sind Patient*innen, Schüler*innen oder was auch immer. Sie können eigentlich zu allem auch etwas sagen, und das fehlt auf jeden Fall in der Medienlandschaft. Und da wollen wir ein bisschen rein.

Ninia LaGrande: Wir haben vorhin schon über diese Bilder mit dem Rollstuhl von unten (lacht) gesprochen. Wie finden Menschen mit Behinderung sonst in den Medien statt?

Judyta Smykowski: Ja, also entweder gar nicht (lachen) oder allein schon mit ihrer Geschichte. Und da haben wir ja auch über Talkshows und so gesprochen. Wie doof das eigentlich ist, dass du immer nur zu deiner Behinderung befragt wirst. Du bist der exotische Einzelfall, der eine ganz schlimme Geschichte erlebt hat, und der darf das dann mal erzählen. Und ich möchte das auch nicht herunterspielen – Erlebnisse von Menschen oder so. Aber das kann nicht alles sein. Es kann nicht immer sein, dass man immer nur seine Geschichte erzählen muss, auch wie im Rassismus. „Wann erlebst du den Rassismus?“. Nein, es ist ja ein Zustand, eine rassistische Gesellschaft. Und da würde ich mir sehr wünschen, dass wir davon wegkommen, von dieser Einzelberichterstattung von Schicksalsberichterstattung, die immer wieder vorkommt, wo Journalist*innen auch ihr Handwerk wieder verlassen und immer nur dieses sehr voyeuristische darin sehen und nicht eher: Was haben diese Menschen erlebt? Wie schwer geht es ihnen und was kann die Gesellschaft tun, um Menschen wie ihnen das irgendwie alles zu erleichtern? Wo sind denn die wirklichen Barrieren? So. Ist es die Behinderung, oder ist es, wenn wir beim Thema Rollstuhl bleiben, irgendwie die Stufen vor einem Gebäude – vor einem Redaktionsgebäude – die einen stören? Ja, dieses Übertragen von so einem Gedanken. Nur weil jemand irgendwie eine Behinderung hat, ist er nicht einfach ein bemitleidenswertes Opfer. Das ist ein Schritt im Gedankengang, aber da wird halt einfach noch viel zu wenig getan. Oder es wird halt komplett überbewundert und erstaunlich berichtet, was dieser Mensch geleistet hat. Und da wünsche ich mir echt viel mehr Ausgeglichenheit. Mal noch einen Schritt zurück. Warum berichten wir jetzt über den Menschen? Es gibt diese Kriterien, warum man Menschen porträtiert. Sie müssen interessant sein, aber nicht aufgrund irgendwelcher körperlichen

Merkmale, sondern weil sie vielleicht ein Hobby haben oder ein Ehrenamt oder sonst was tolles machen. Das würde ich mir wünschen.

Ferda Ataman: Dieser Betroffenheitsporno hat auch den Effekt, dass es sehr individuell wahrgenommen wird. Man hat ja immer die eigene Geschichte. Und dann man die Frage: Was hat die Person zu dir gesagt? Wie ist es gekommen? Warum hatten die jetzt den Zugang nicht? Warum und was hast du denen gesagt? Wie haben die reagiert? Und man sieht dann halt nicht mehr das systemische Problem dahinter – mit System meine ich eben dieses Strukturelle. Das könnte einem überall passieren. Das könnte jedem passieren. Das hat mit mir nichts zu tun. Und wir müssen lernen, die Themen struktureller zu diskutieren und nicht über diesen individuellen Betroffenheitspornomist! Das nervt wirklich bei allen Themen total.

Ninia LaGrande: Gibt's da aus deiner Sicht noch einen Unterschied zwischen Menschen mit sichtbarer Behinderung und nicht sichtbarer Behinderung auch in der Berichterstattung?

Judyta Smykowski: Klar, weil unsichtbare Behinderung, kann erst stattfinden, wenn sich dieser Mensch bekennt. Wenn er darüber spricht, und das ist ein Vorteil für diese Menschen. Das ist aber auch ein sehr großer Nachteil, weil sie ja angesehen werden als nichtbehinderte Menschen und dabei schon ihre Probleme haben. Und sie müssen darüber sprechen. Sie müssen noch mehr für sich kämpfen, weil sie erst durch die Brille gesehen werden: Da ist doch nix.

Ninia LaGrande: Du hast es schon erzählt Du kommst da die Redaktion rein, und die Leute sagen: „So jemanden wie Sie hatten wir hier noch nicht!“ Was ist sonst so deine persönliche Erfahrung als Journalistin? Hattest du immer gut Zugänge und Möglichkeiten mitzuarbeiten?

Judyta Smykowski: Ich sehe es auf der einen Seite gut, dass ich diese Chance gehabt habe. Ich habe viele Praktika gemacht. Die Fragen und die erste Woche waren natürlich schwierig und anstrengend, emotional auch. Aber ich hatte diese Zugänge irgendwie. Ich weiß halt nicht, ob es irgendwie daran lag, dass da stand, dass ich eine Behinderung habe oder ob es an den Noten lag oder an der Erfahrung. Das weiß man ja nie. Und man weiß es auch nicht bei einer Absage, weil man ja dagegen klagen könnte. Das ist halt das Problem. Und allgemein gesagt würde ich schon sagen, dass es dieses gewisse Interesse gibt an der Geschichte. Aber wie gesagt, das kann sehr, sehr schnell umkippen in dieses Sensationsding.

Ninia LaGrande: Hast du das Gefühl, so im internationalen Vergleich, dass Deutschland, was die mediale Repräsentation von Menschen mit Behinderung angeht, hinterher ist?

Judyta Smykowski: Ja, auf jeden Fall. Aber soweit ich das überblicke, gibt es auch nur Amerika oder auch England, die es besser machen, bzw. es gibt überall diese Schicksals-Stories. Das heißt nicht, dass sie es hundertprozentig besser machen, aber es gibt ein anderes Bewusstsein. Natürlich, mit der Größe von Amerika, kann man das nicht so gut vergleichen mit Deutschland. Es gibt viel mehr Platz, auch im fiktionalen Bereich. Wenn wir bei Netflix sind, die haben sich ja quasi verpflichtet dazu, überhaupt Diversität zu zeigen, so wie sie ist. Das ist ja auch immer das Ding. Diversität gibt es längst. Das ist nicht irgendwas, was wir irgendwie noch schaffen müssen, sondern wir müssen einfach erzählen, wie die Welt ist.

Ninia LaGrande: Ich hatte das mal auf der re:publica, da war ich auf einem Podium, wo es um Medien und Menschen mit Behinderung ging. Und da hat eine Redakteurin von den Öffentlich-Rechtlichen sich gemeldet und gesagt – denn da ging es auch um Menschen mit Behinderung in Sendungen – die Leute würden sowas ja gar nicht sehen wollen. „Ja, es wäre schön, wenn es mal irgendwie eine Serie oder einen Film gäbe, wo jetzt nicht im Vordergrund steht, dass die Person nur einen Arm hat oder so. Sondern die hat halt einen Arm und erlebt eine Liebesgeschichte oder sowas“ Und dann hat sie halt gesagt: „Ja, so was würden die Leute ja gar nicht sehen wollen, da würden die komisch drauf reagieren.“ Dann hab ich auch gesagt, dass ich glaube, dass das auch eine „Erziehungssache“ ist oder Gewöhnungssache, weil ich glaube auch nicht, dass jemand aufgestanden ist und sich irgendwann gedacht hat: „Ich möchte gerne mal sehen, wie Bauern sich eine Frau suchen.“ Und das gucken sich ja Leute an. Auch zur Unterhaltung. Ich habe das auch schon gesehen. Und einfach, weil man sich dran gewöhnt und denkt: „Okay, das läuft jetzt, okay, das kann ich mir angucken.“

Ferda Ataman: „Die Leute gibt's ja nicht.“ Das ist ja dieses Fiktive, das meinte ich vorhin, mit diesem Habitus zu glauben: „Ich weiß, was die da draußen überwiegend interessiert“. Niemand von uns weiß, was die da draußen überwiegend interessiert. Und es gibt auch kaum Untersuchungen dazu. Es gibt selten Umfragen, und wenn, dann sind die meistens total überraschend. Der Deutschlandfunk hat einmal noch vor der Black-Lives-Matter-Debatte im Juni schon eine Umfrage gemacht und gefragt: „Was interessiert euch“ Dann kam Postkolonialismus! Überraschenderweise irgendwie, dass das dann am besten abgestimmt hat. Da waren die total platt. Dann haben sie angefangen, eine Serie zu machen, dann lief die total gut! (lachen) Wer ist da draußen? Wer ist mein Konsument?

Judyta Smykowski: Also, wenn wir da bei fiktionalen Formaten sind. Also ganz ehrlich, da gibt es keine Ausreden mehr. Man kann ja anfangen, einfach mal die Leute im Supermarkt zu besetzen. Da läuft einfach eine Person mit Down-Syndrom durch und kauft ein, so wie es jede Person einfach machen würde. Oder auf der Straße einfach. Leute mit sichtbaren Behinderungen einfach mal durchs Bild laufen zu lassen. Und es tut niemandem weh. Dann gehen wir weiter zu den Schauspielern. Da gibt es natürlich auch sehr viele Barrieren. Barrierefreiheit an Schauspielschulen, das ist auch ein riesengroßes Ding. Aber auch die Nebenrollen zu besetzen und dann irgendwann auch mal vielleicht die Hauptrolle zu wagen zu besetzen, ist ein Thema, was wir auch machen. Und auch eine Drehbuchberatung, die wir machen. Da gibt es genauso wie bei Journalist*innen, den Trugschluss: „Es muss ein Film über behinderte Menschen sein, die sich finden und die sich lieben und natürlich nur beide eine Behinderung haben.“

Ferda Ataman: Ein Film von für Menschen mit Behinderung! (lachen)

Judyta Smykowski: Genau! Und da einfach zu sagen: Nein, wir besetzen die rotzfreche Göre, die irgendwie die Tochter eines was auch immer ist, auch mal mit Behinderung – ohne, dass dieses Thema auch angesprochen wird. Das ist eine Riesensache. Also diese Normalität auch. Da haben wir es bei der Diversität, auch bei zum Beispiel schwarzen Schauspieler*innen. Es muss immer erklärt werden Woher kommt er, oder warum ist er schwarz so in der Rolle? Nein, es muss einfach nicht drüber gesprochen werden. Es ist einfach so.

Ferda Ataman: Es wird besser, finde ich. Immer öfter so, dass ich denke: „Ach, guck mal, jetzt hat der noch gar nichts dazu gesagt!“ (lachen) Das wartet man ja schon drauf. Aber auch bei Menschen mit Behinderung, habe ich das Gefühl, es wird ein bisschen besser. Ich bin ja noch mit „Anna“, hieß sie Anna, die Serie?

Ninia LaGrande: Ja, die Balletttänzerin! Habe ich durchgesehen – ich habe ja damals auch selber Ballett gemacht.

Ninia LaGrande, aus dem Off: „Anna“ war eine ZDF Weihnachtsferien Serie, die erstmals 1987 ausgestrahlt wurde. Sie hat nur sechs Episoden, wie ich in der Recherche überrascht festgestellt habe, und wurde mehrfach wiederholt. 1988 erschien als Fortsetzung „Anna – der Film“ in den Kinos. Anna ist leidenschaftliche Tänzerin und entwickelt sich in der Serie zu einer professionellen Ballerina. Rüdiger Rainer, der tatsächlich Rainer hieß, sitzt im Rollstuhl und lernt Anna in der Reha kennen. Die Serie endet mit einem Kuss zwischen Anna und Rainer.

Ninia LaGrande: Das war so eine Balletttänzerin und der beste Freund Rüdiger – Rainer? Rainer glaube ich. Und sie war verliebt in ihn, und ich weiß gar nicht mehr ob er von Anfang an im Rollstuhl saß oder irgendwann im Laufe der Serie. Ich meine, das war damals echt eine ganz gute Darstellung. Es war außergewöhnlich.

Judyta Smykowski: Es gab keine Wunderheilung am Ende

Ferda Ataman: Und es war ihr Freund auch. Und wegen dem hat sie dann auch mal überlegt, ob sie doch geht oder nicht geht oder so. Das war das erste Mal, dass ich, das weiß ich auch noch, weil das gab's eben sonst nie. Also, ich war verliebt in Rainer, Rüdiger, wie auch immer der hieß. Und das sind ja diese Sachen. Immer wenn es dir so wahnsinnig auffällt, dann ist es natürlich nicht gut und noch nicht so weit. Aber ich würde auch sagen, hin und wieder klappt's mal, dann kann man ja immerhin auch Bezug darauf nehmen und sagen: Hey guck mal, so und etwas öfter etwas weniger verkrampft.

Judyta Smykowski: Ja, genau dieses nicht wollen, sondern einfach machen.

Ninia LaGrande: Wir kommen noch mal zurück zu den Talkshows, jetzt aktuell bei Maischberger, als sie zu Black Lives Matter eine Sendung geplant haben, dann sollten da vier, fünf weiße Personen sitzen. Und dann haben die Leute sich auf Twitter beschwert: „Das geht nicht!“ Und dann kam so eine Begründung der Redaktion, die ich richtig schön fand: „Wir wollen ja auch noch über andere Themen sprechen!“ Wo dann auch unter anderem Aminata Touré Ihnen geschrieben hat: „Hey, schwarze Menschen können auch über andere Themen reden als Rassismus.“ Ist das eines der Grundprobleme, dass so marginalisierte Gruppen oft nur über die eigene „Betroffenheit“ sprechen dürfen?

Ferda Ataman: Ja. Außer, man heißt Schäuble und darf dann über Politik sprechen. Aber in der Tat ist es so. Ich glaube, da kann man wirklich ganz eindeutig sagen: ja. Ganz selten. Und deswegen hat es Maybrit Illner auch besonders hart getroffen, dass sie von uns diesen Preis bekommen hat, weil die haben sich Mühe gegeben, und sie hatte darauf geachtet, dass wir, wenn es um beispielsweise Klimapolitik geht. Dann war der „schwarze Koch“ eingeladen, der auch darüber redet. Das war dann auch ein Starkoch, das war dann auch nicht „irgendeiner“.

Ninia LaGrande: Nelson Müller.

Ferda Ataman: Genau. Aber ich glaube, da war schon ein Konzept dahinter, zu sagen: Wir achten jetzt mal ein bisschen mehr drauf und holen auch bei anderen Themen jemanden. Und dann geht es eben nicht darum. Das klappt aber mal mehr, mal weniger. Trotzdem muss man sagen Na ja, man kann ja einfach die Zahlen angucken. An denen Stellen braucht's dann halt doch mal die Zahlen. Eigentlich müsste ungefähr jede zehnte Person sichtbar mit Behinderung sein, damit man einfach so ein bisschen Gefühl dafür kriegt: „Okay so ist es eben.“ Im Grunde könnte, müsste in jeder Talkshow, egal zu welchem Thema, eine Person of Color mitsitzen, weil in Deutschland mindestens – und das ist ja noch sehr engmaschig gezählt – ein Viertel der Gesellschaft, hat Migrationsgeschichte. Wenn mir das mal ein bisschen lockerer betrachten würde, nämlich realistischer Wert, mit Migrationsgeschichte, wären es viel viel mehr. Also jede vierte Person ungefähr. Und wenn man dann sieht, es ist nur jede zwanzigste Person, dann stimmt etwas nicht. Das muss natürlich nicht immer jedes Mal abzählen. So muss es nicht sein. Aber mit ein bisschen Willen geht es. Ich fand das super hilfreich. Ich habe in der Antidiskriminierungsstelle des Bundes gearbeitet und da war völlig klar die Maxime: So ein Panel muss bestehen aus Menschen, die für das Thema Alter, Behinderung, Geschlecht. Das muss man ungefähr abdecken. Und wenn man es so betrachtet, dann sucht man sich halt die Leute. Wenn man sucht, findet man die Guten. Und wenn man es nicht macht, dann denkt man immer an dieselben üblichen drei, die man sowieso immer hatte. Und das ist der Reflex bei den Talkshows, dass sie sowieso immer die gleichen Leute einladen. Und dann haben die Leute einfach nicht am Schirm, weil sie es halt nie angefangen haben. Und wenn man sich das vornimmt in den USA, glaub ich auch, da habe ich das auch so mitbekommen und erlebt. Da wird bei Panels und Talks einfach schon drauf geachtet. Es müssen natürlich auch schwarze Personen dabei sein. Es müssen auch hier, es müssen auch Frauen, es müssen auch dies, es müssen auch das. Und ganz ehrlich: Wie kann es sein, dass wir in den deutschen Öffentlich-Rechtlichen nicht eine Trans-Person haben, die bekannt ist? Wie geht so was? Wie kann so ein komplettes Thema, wie kann es also komplett binär geschlechtlich aufgestellt sein? Und niemand merkt das? Es gibt nicht nur Männer und Frauen in Deutschland. Und an diesem Punkt zu kommen und bei einer Talkshow. Wie absurd es ist, hat man ja gesehen, dass selbst beim Thema Rassismus ist sich normal anfühlte, vier, fünf weiße Menschen einzuladen. Aber das ist eben auch sonst immer der Fall. Und dass es auch sonst nicht geht. Ich glaube, dahin müssen wir kommen. Jetzt haben wir nur beschlossen: Okay, wenn es um Rassismus geht, dürfen wir nicht mehr nur Weiße einladen. Okay. Wenn das aber das Learning ist, dann ist es nicht so gut, sage ich jetzt mal diplomatisch. (lacht)

Ninia LaGrande: Wie viele Menschen mit Behinderung tauchen in den Talkshows auf? Sichtbaren Behinderungen noch weniger wahrscheinlich eine Auswahl außer Schäuble.

Judyta Smykowski: Ich überlege gerade. Habe ich Wolfgang Schäuble schon einmal bei einer Talkshow gesehen? Ja, schon. Ich habe Raul Krauthausen, meinen Chef, gesehen. Dann auch zu Behinderung, zu politischen Dingen. Also, ja, ich glaube, da hat die Behindertenbewegung schon was gebracht, dass wir Aktivist*innen in eigener Sache sind und dass wir bei Gesetzen wirklich drauf gucken: „Alter, das dürft ihr jetzt hier nicht mehr machen. Wir müssen es anders machen. Hier habt ihr einen Gesetzesentwurf, was wir ehrenamtlich mit unseren Juristen gemacht haben. Bittschön!“ Dass wir immer im letzten Moment sagen: „Das geht so nicht. Das könnt ihr jetzt so nicht machen. Ist das wirklich eure Gesetzesentwurf?“ Okay, es gibt Befragungen. Ja, aber das sind keine festen Gremien. Es gibt keine festen Mitglieder, die

eine Behinderung haben. Dass wir überhaupt diese Gesetze haben – Bundesteilhabegesetz, Gleichstellungsgesetz – so verabschiedet haben in den letzten Jahren, die auch immer noch nicht gut sind, aber, dass sie ein bisschen besser sind, das haben wir eigentlich ehrenamtlichem Engagement auch zu verdanken. Und das geht einfach nicht.

Ferda Ataman: übrigens Die Zahlen, über die wir gesprochen haben: Zehn Prozent ungefähr 25, 24 Prozent. Die gelten auch deswegen nicht, weil das Thema betrifft, ja trotzdem viele, viele mehr. Man kann auch verheiratet sein mit einer Person mit Behinderung. Man kann Kinder haben mit Behinderung. In dem Moment ist man komplett bei dem Thema dabei und auch betroffen, passiv, aber betroffen. Und das Gleiche gilt auch fürs Thema Rassismus. Manche Menschen sind weiß, haben aber nichtweiße Kinder. Deswegen ist diese Redakteurssicht auf das Thema, „Das betrifft kaum Leute“, das ist sowas von vorgestern. Manchmal denke ich: Okay, wir müssen vielleicht noch zehn, 20 Jahre warten, und dann „stirbt“ das Problem aus. Dann gehen die in Rente, und dann kommen hoffentlich von unten diversitätsorientierte Menschen, die Diversity als normal empfinden, nach. Aber es wäre schon schön, wenn wir darauf nicht warten müssten, bis die irgendwann die Plätze freiräumen.

Judyta Smykowski: Die festen Arbeitsplätze gibt in den Redaktionen.

Ferda Ataman: Das ist ein guter Punkt. Außerdem merken wir ja an Ministerposten und gerade in politischen Ämtern: Die Leute wollen ja auch nicht irgendwie mit 65 oder 69. Die bleiben kleben an ihren Ämtern. Und man wird ja auch immer länger gesund. Das ist ja schön. Aber vielleicht ist das Aussitzen dann doch keine gute Idee.

Ninia LaGrande: Ferda, du hast 2019 dein Buch veröffentlicht „Ich bin von hier, hör auf zu fragen“. Hintergrund war der Hashtag #vonhier, unter dem viele Leute zu dieser unsäglichen Frage getwittert haben: „Wo kommst du her, wo kommst du wirklich her?“ Diskriminierungserfahrungen berichtet haben. Wie anstrengend es ist. Du hast das auch gesagt. Du hast keinen Feierabend von deiner Behinderung, und ich kenne das auch. Ich nenne das immer Anwältin in eigener Sache sein. Wie es ist, sich immer erst mal selber zu erklären, bis man vielleicht mal zu anderen Themen gehört wird.

Ferda Ataman: Gute Frage. Das kann ich gerade gar nicht so beantworten. Bei mir ist ja nochmal deswegen Sonderfall, na ja, bei dir wahrscheinlich auch – aber ich hab mich ja dazu entschieden, damit zu arbeiten. Tatsächlich empfinde ich das nicht nur als persönliches Thema, sondern ich arbeite damit. Ich erkläre es den Leuten. Bei dieser Frage war mir nicht klar, wie vehement das Thema immer noch abgelehnt wird. Da kreist halt immer noch alles um dieses Befinden der weißen Person, die ja fragt und wenn sie es nicht böse gemeint hat, kann es also ergo nicht böse sein. Und dass es eben mal nicht darum geht, welche Absicht die Person hat, die fragt, sondern den Fokus zu verlagern auf die Person, die immer gefragt wird und ihr Leben lang das erklären muss, finde ich sehr, sehr schwierig. Ich glaube, ich bin 40, und ich habe mich sehr viel mit den Themen beschäftigt. Ich habe inzwischen gelernt, Strategien zu entwickeln, wie ich damit umgehe. Ich kann es benennen, was ich als Problem betrachte. Das war aber früher, gerade als ich jünger war, viel schwieriger. Also eigentlich ist es so, glaube ich, dass in der Pubertät und in den ersten Jahren, wenn man anfängt zu arbeiten, und man merkt eben, man wird begrüßt wie ein Alien. Das hatte ich auch, exakt den gleichen Satz bei der ersten Tageszeitung, wo ich ein Praktikum gemacht habe: „Mensch,

toll, dass jetzt jemand von Ihnen hier auch mal bei uns ist.“ Ich habe schon darauf gewartet, endlich mal die Auserwählte, die Botschafterin. (lacht) Ich komme mir wirklich manchmal vor wie so eine Botschafterin für Völkerverständigung. Noch so ein antiquiertes Wort. Aber mich persönlich stört es jetzt auch nicht mehr. So etwas ist mein Job. Also ich hab's irgendwie hinbekommen, dass ich damit mein Geld verdiene und noch sehr viel Engagement obendrauf packe. Und das erfüllt mich. Es macht mir Spaß, und man hat ja Gleichgesinnte. Ich glaube, das ist auch, was das bei uns beiden oder bei uns allen einbrennen. Total entscheidend ist, dass man nicht alleine steht, weil dann wird es wahnsinnig frustig. Aber sobald man so eine Gruppe gefunden hat und man sich auch mal gemeinsam irgendwie abends bei einem Glas Wein drüber lustig machen kann, was heute wieder an absurden Fragen gekommen ist. Oder eben auf Twitter. Das hat ja so gut getan. Die waren ja wahnsinnig witzig, diese #vonhier-Posts oder -Tweets, weil es immer so Dialoge waren und dann am Ende ja jemand gesagt hatte Ich komme aus meiner Mutter, so wie du auch. (lachen) Wenn du dann irgendwie deine Strategien entwickelt hast... Die eine hat gesagt, sie komme aus der und der Stadt und aus da und da. Und dann meinte jemand: „Ja, aber ich meine, ich meine den Akzent. Ich höre da doch was!“ „Ja, das ist rheinisch.“ Aber um es kurz zu machen: Ich glaube, dass es für Schüler und junge Menschen total hart ist und dass die oft nicht wissen, warum es sie stört und was sie stört. Und denen Empowerment zu bieten, ist, glaube ich, so ein Schlüsselmoment. Zu verstehen: Was stört mich? Warum möchte ich nicht im Schulbuch lesen: „Fragt deinen Mitschüler mit Migrationshintergrund, wo er im Urlaub war!“ Weil damit ich ja gar nicht mehr angesprochen werde, wenn ich Migrationshintergrund habe, sondern die weiße Schülerschaft soll sozusagen die andere Schülerschaft fragen oder so. Und aus dem wird auch noch davon ausgegangen, dass sie in ihrer Heimat waren. Da steckt so viel drin und das alles sagen zu können und fühlen zu können. Das ist so das Entscheidende für die nächsten Jahre. Und natürlich, dass so etwas nicht mehr in Büchern steht.

Ninia LaGrande: Was haltet ihr von weißen, nicht behinderten Journalistinnen, die diese Experimente für einen Tag machen? Also „Ein Tag im Rollstuhl“ „Ein Tag mit Kopftuch“. Ihr wisst, was ich meine.

Judyta Smykowski: Oder: „Ich bin ein weißer Mann und gehe abends durch einen Park. Ich habe keine Gefahr gesehen!“ (lachen)

Ninia LaGrande: Tatsächlich. Bringt das irgendwem was? Oder ist das eher problematisch?

Judyta Smykowski: Ich würde sagen, nein. Bei Behinderung ist es mal wieder die Neugier, journalistische Neugier, okay. Und was sich über die Jahre geändert hat, dass auch bei diesen Experimenten, die meistens im Rollstuhl stattfinden, ja jemand dabei ist, der im Rollstuhl sitzt. Also ein Betroffener. Das ist doch schon mal okay. Aber bei dieser Berichterstattung geht es dann auch immer, so wie die Fragen gestellt werden: „Okay, jemand ist durch einen Unfall vielleicht im Rollstuhl gelandet.“ Das ist ein krasses Erlebnis. Gar keine Frage. Aber darum geht es dann auch um diesen Moment. Wie schlimm war das? Und wenn diese Menschen, die dann da mitkommen, das nicht bedienen wollen, wird weiter gefragt, bis das abgehakt ist, quasi, was man sich da vorher überlegt hat. Wenn dann die behinderten Menschen sagen: „So, ich bin dran gewöhnt. Das ist jetzt so“, dann wird trotzdem noch gefragt: „Aber es war doch schlimm!“ Anstatt irgendwie wirklich zu sagen: „Ok. Wie ist es jetzt? Was brauchst du von der Gesellschaft? Wo sind Barrieren und wo kommst du nicht klar?“ Das würden wir uns halt viel mehr wünschen. Und auch, dass man dann nach der Woche aufsteht und sagt: „Endlich kann ich jetzt hier meinen Feierabend machen als

nichtbehinderte Person!“ (lachen) Das wird dann auch so inszeniert, und das ist einfach super strange und es bringt einfach nichts. Es ist einfach nur eine Bestätigung der Vorurteile, die man vorher schon hatte. Und es ist auch ein Token in dem Fall. Wirklich. Der Mensch, der da mitrollt, oder der blinde Mensch, der dabei ist und alles erklären muss und seine Geschichte nochmal erzählen muss. Es ist so normal, dass, wenn wir jetzt auf einmal irgendeine Sportart anfangen würden, würden wir auch erst mal sagen: Oh, krass anstrengend. Oder: Oh krass, hätte ich nicht gedacht, dass es so ist. Also bei jeder Sache, die man einmal macht, ist es ist eine neue Sache, und man denkt sich so: Ja, es ist irgendwie anstrengend. Man hat einen Muskelkater oder so. Aber Rollstuhlfahrer*innen haben keinen Muskelkater, wenn sie es halt jeden Tag machen. Und dann geht es eher um die Empfindungen der Journalist*innen, und nicht der Person, die es jeden Tag macht.

Ferda Ataman: Ich finde total interessant, dass da ja mitschwingt, dass man den Leuten das eigentlich gar nicht glaubt, wie schlimm das ist. Also der Rollstuhlfahrerin, der mit Rassismuserfahrung. So schlimm kann es eigentlich gar nicht sein. Und dann macht man es und denkt dann: Boah, ist ja doch ganz schön schlimm. Erst wenn man selber sozusagen den Beweis erbringen als Person, die eigentlich ja nicht davon betroffen ist, dass es eben doch schlimmer ist, glauben viele Menschen das. Das ist ein bisschen ärgerlich. Es ist in meinem Diskurs der Günter Wallraff, der vor Jahren als Türke Gastarbeiter gespielt hat, statt dass man Gastarbeiter hat selber erzählen lassen. Das Buch hieß „Ganz unten“, '83 oder so, kam das Buch raus, und er hat ja damals völlig schockiert gesagt: Das sind Zustände, von denen er dachte, dass die irgendwie in Deutschland, in der Bundesrepublik nicht sein können. Das ist Ausbeutung. Er hat das mit ganz krassen Sachen verglichen, mit Kaiserreich und ähnlichem. Und er dachte wirklich, sowas gibts nicht mehr. Völlig empört, und das wurde zu einem Bestseller. Und die Frage ist doch: Wäre das Buch auch ein Bestseller geworden, wenn es ein Türke geschrieben hätte, ein echter, ein nicht getürkter Türke? Hätte man ihm das auch so geglaubt? Oder hätte man ihm gesagt: „Du Kollege, wenn es dir nicht gefällt, dann geh doch nach Hause?“

Ninia LaGrande, aus dem Off: Günter Wallraffs Buch „Ganz unten“ erschien 1985 und gilt bis heute als das erfolgreichste deutsche Sachbuch. Für die Recherche schlüpfte er in die Rolle des Gastarbeiters Ali, der verschiedene Jobs unter den abscheulichsten Bedingungen erledigte. Er filmte heimlich. Das Ergebnis wurde allerdings nur für drei Monate im Kino gezeigt und dann unter Druck abgesetzt.

Ferda Ataman: Und das ist einerseits das Bittere daran, wenn Leute diese „Challenge“ machen. Andererseits habe ich das Gefühl, manchmal braucht man es auch. Tatsächlich hat dieses Buch dazu geführt, dass eine Debatte darüber geführt wurde, dass man doch so mit Menschen nicht umgehen sollte. Schade, dass man nicht auf die Leute gehört hat, die es vorher schon erzählt haben. Aber ich würde ja jetzt ganz pragmatisch sagen, wenn es irgendwie einen positiven Effekt hat, wenn der Mensch, der denkt, er weiß, was die da draußen interessiert, und er erlebt es dann und findet: „Oh, das fand ich jetzt so interessant. Es muss dann die anderen ja auch interessieren!“ Wenn es diesen Effekt hat, dann sollen sie es von mir aus machen. Aber natürlich ist es auch unser Job, darauf hinzuweisen: Hey Kollege, wir haben euch das jetzt auch schon die letzten zehn, 20, 30, 40 Jahre erzählt. Wäre nett, wenn ihr erstens darauf rekurriert. Und zweitens, wenn ihr versteht, warum wir uns ärgern. Weil doch das kann ja dazu führen. Und jetzt überleg dir mal, wie fühlte sich für mich an, jeden Tag darüber reden zu müssen oder es zu sagen. Und trotzdem sagen die Leute: „Mensch, st das in Deutschland noch möglich?! Wirklich?!“ Aber ich meine, es ist ja bei

beidem so. Es ist ja unsere Pflicht, Zugänge zu schaffen.

Judyta Smykowski: Private Gesetze haben wir ja leider nicht. Also die Privatwirtschaft ist nicht verpflichtet, barrierefrei zu sein. Man kann aber auf dem Amt ganz barrierefreien Kaffee trinken, aber nicht in der Bar. Das ist leider auch so. Und zu den Experimenten? Ja, es ist sinnvoll für Leute, die zum Beispiel ein soziales Jahr machen oder oder auch Student*innen. Aber dann muss das angeleitet werden. Dann muss da jemand sein, der wirklich auch im Rollstuhl sitzt und sagt: Das sind meine Probleme und nicht das Mitleid, nicht die Blicke. Und die Blicke nerven manchmal. Aber das ist nicht mein Problem, um weiterzukommen. Von A nach B zu kommen. Dann gibt es auch ganz viele Sätze, dieses „Ja, seitdem ich dich kenne, beschäftige ich mich damit.“ Oder: „Ketz, wo ich einen Tag mit dir durch die Gegend gegangen bin, habe ich erst die Barrieren gesehen!“ Darum geht es nicht. Es ist doch sehr anstrengend für Leute, erst mal alles verstehen zu müssen und erst mal alles nachfühlen können. Und das kann man auch überhaupt nicht. Das erwarten wir auch nicht, sondern wir warten irgendwie so eine Art – ja – mit offenen Sinnen durch die Gegend zu laufen. Ich weiß, Nachfühlen ist kann sehr viel bringen, aber es muss auch einen anderen Weg geben.

Ferda Ataman: Außerdem ist wieso unsere Haltung bei dem Thema völlig verkorkst. Man muss nicht eine Behinderung haben, um an Hürden zu stoßen, die mit Barrierefreiheit zu tun haben. Mütter mit Kinderwagen können in die meisten Bars und Cafés und Restaurants nicht mehr rein. Von einem Schlag auf den anderen. Gut, es geht wieder vorbei. Aber für ein paar Jahre trifft es die. Würde man die dazuzählen? Da bin ich wieder mit diesen Zehn-Prozent-Thema. Dann heißt es schon wieder so viel mehr. Oder ältere Menschen. Ich weiß nicht, wie das in Berlin, in dieser Großstadt ist. Für Leute, die nicht mehr super mobil jede Treppe rauf und runter springen können und dann in die U-Bahn hopsen. Und es betrifft so viele Menschen, und das zu akzeptieren, dass es Standard sein muss. Dafür muss man, finde ich, auch nicht jemanden mit Rollstuhl kennenlernen. Natürlich hat es den Effekt und ist ja auch nett, wenn man dann mal diese Offenheit hat. Aber ich finde auch, zu verstehen, das ist unsere verdammte Pflicht, bestimmte Zugänge für alle und das kann man jetzt ganz allgemein, Zugänge für alle möglich zu machen. Das ist das, was Politik schaffen muss, was Stadtgesellschaft schaffen müssen, was Stadtverwaltung schaffen muss. Und da diesen Blick nicht zu haben und dann irgendwie immer zu meinen, es betrifft nur ein paar Einzelne, das ist unser Grundproblem. Und das betrifft eben nicht nur ein paar einzelne. Das gilt aber für fast alle Themen.

Judyta Smykowski: Und auch sensibel zu sein und nicht zu sagen: Ich bin jetzt hier die Norm, und die anderen sind alle irgendwie exotische Wesen, die man erst mal fragen muss, sondern nein, das ist einfach verschieden.

Ninia LaGrande: Eigentlich schon ein schönes Schlusswort. Eine gute Überleitung zur allerletzten klassischen Frage: Was wünscht ihr euch für die Zukunft? Zugänge für alle schaffen, finde ich, (lacht) da schon guten Punkt, auf jeden Fall.

Judyta Smykowski: Baulich und in den Köpfen. Beides.

Ferda Ataman: Ich will es eigentlich nicht nochmal zu wiederholen, aber ich wiederhole es jetzt. Aber ich hätte super gerne, dass wir alle kapieren: Es gibt nicht „die Leute“ da draußen, sondern ganz viele verschiedene Einzelne, und die haben alle unterschiedliche Bedürfnisse

und Identitäten und Möglichkeiten. Unser Job, unser aller Job ist es, gut zusammenleben zu können und niemanden zurücklassen. Ich liebe eh dieses „Leave No One Behind“. Das ist zwar anders kontextualisiert, aber ich finde grundsätzlich: Das ist doch genau das! Dass wir zusammen eine gute Zeit auf dieser Erde haben. Und wenn wir irgendwann mal – die einen werden ins Jenseits gehen, die anderen unter die Erde – aber bis dahin? Bis dahin sollten wir eine möglichst gute Zeit zusammen haben und noch mal über die goldene Kartoffel lachen können. (lachen)

Ninia LaGrande: Vielen Dank, dass ihr da wart, dass ihr mit mir gesprochen habt. Dankeschön!

Ferda Ataman: Danke dir!

Judyta Smykowski: Danke!

Ninia LaGrande: Das war mein Gespräch mit Ferda Ataman und Judyta Smykowski. Ich weiß nicht, wie es euch ging, aber ich bin begeistert von den vielen Blickwinkeln, die die beiden eingebracht haben. Genau das würde ich mir von allen Chefredakteur*innen und Medienmacher*innen wünschen. Raus aus der Komfortzone und schauen: Was ist eigentlich außerhalb meiner Seifenblase relevant? Ferda und Judyta sind Expertinnen und Wegbereiterinnen zugleich. Beide haben in ihren Bereichen erste große Fußspuren gesetzt, damit andere nachkommen können. So sorgen sie mit viel Energie und Mühe für einen Wandel in der Medienlandschaft. Und das werden am Ende sicher auch „die Leute“ verstehen. Wer auch immer das sein mag. Tschüss und bis zum nächsten Mal!